Sprachlicher Heimatschutz

Autor(en): **Greyerz, Otto von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **25 (1930)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-172442

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Städtchen und Gassen farbenfröhliche und interessante Bilder geschaffen. Es hat sich jedoch gezeigt, dass auch hier Willkür und Gesetzlosigkeit nicht freien Raum haben. Zu viele Farbennebeneinanderstellungen ergeben leicht einen stumpfen Eindruck. Nach allem dürfte in der Farbe der Grundsatz der Architektur gelten: durch Vorbereitung zur gesteigerten Dominante. Dass aber Farbe in der Architektur nicht unter allen Umständen Anwendung finden darf, zeigen uns leicht Strassenbilder wie die der Kramgasse und anderer, die ihre Wirkung allein mit den handwerklich meisterlich behandelten Sandsteinfassaden erzielen wollen.

*

Unser Land weist auf seinem kleinen Territorium eine überaus grosse Mannigfaltigkeit im Bauen auf. Klima und topographische Formation, die Materialien aus Boden und Natur, völkische Ueberlieferungen und die Einflüsse benachbarter, starker Kulturgebiete haben sich durch den Lauf der Jahrhunderte geltend gemacht und werden sich weiter geltend machen. Dass es so bleiben möchte und das reiche und herrliche Bilderbuch nicht durch ein Universalklischee verdrängt werde, wird der Wunsch jedes warmherzigen Heimatfreundes sein. Wenn wir in den vorstehenden Zeilen den Wandel in den letzten 30 Jahren zu skizzieren versuchten, wolle der Leser auch das Resultat davon sinngemäss auf die Eigenartigkeit der einzelnen Landesteile übertragen.

Sprachlicher Heimatschutz.

Von Otto v. Greyerz.

Blättert man in den frühesten Jahrgängen unserer Zeitschrift, so ist da von sprachlichem Heimatschutz kaum die Rede. Die ganze Aufmerksamkeit ist auf das sichtbare Bild der Landschaft, der Dörfer und Städte gerichtet. Der welsche Name der Vereinigung sagt es deutlich genug: «Ligue pour la conservation de la Suisse pittoresque» oder auch «pour la beauté» oder «pour le visage aimé de la patrie». Die grosse Nationalerziehung, von der Philipp Godet als unserer Aufgabe sprach, sollte eine Erziehung zu besserem, richtigerem Sehen sein. «Die Augen auf!» rief jene erste literarische Kundgebung des erwachten Heimatschutzgeistes, das ausgezeichnete Buch von Fatio und Luck, dem verblendeten Volke zu. Und ganz mit Recht wurde zuerst das Auge angerufen, das Organ, das schneller und leichter wahrnimmt als das Ohr; ganz mit Recht wurde der Kampf gegen das Hässliche und Verlogene zuerst auf dem Gebiete unternommen, wo die Belehrung durch Abbildung guter und schlechter Beispiele möglich war.

Allein es konnte nicht lange dabei bleiben. Ungesucht und ungerufen drängten sich sprachliche Erscheinungen auf, die den Heimatschutz auch angingen. Wer die heimische Eigenart in Sitten und Bräuchen schützen wollte, konnte an der heimischen Sprache nicht vorbeigehen. Gehörten unsre alten Volks- und Kinderlieder, unsre

Spielreime und sonstigen Spieltexte nicht ebenso gut zum überlieferten Volkstum wie Trachten, Tänze und Festzüge? Und ist nicht die Volkssprache, wie wir sie im Lauf der Jahrhunderte selber uns geprägt haben, das sprechendste Zeugnis einer tief eingewurzelten Eigenart? Nein, es war nicht anders möglich, als dass der für die sichtbaren Heimatgüter erwachte Sinn auch für die hörbaren sich erschloss: für Sprache und Dichtung, Gesang und Musik.

Auch hier fehlte es nicht an krankhaften und beschämenden Tatsachen. Am auffallendsten waren sie vielleicht im Gesangwesen. Der vereinsmässig gepflegte Kunstgesang hatte das schlichte Liedersingen, wie es an den alten Kiltstubeten, an ländlichen und kirchlichen Festtagen, an Feierabenden und selbst bei der Arbeit üblich war, mehr und mehr zurückgedrängt und viele der alten und schönsten Volkslieder in Vergessenheit versinken lassen. Die Vereinsdirektoren und ihre Kunstsänger sahen nur den Fortschritt, den Gewinn, der ja unbestreitbar in dieser neuen Kunstübung lag; was sie aber, ohne es zu wollen, damit zerstörten und verloren, sahen sie nicht. Das Volk war bis anhin gewöhnt zu singen, wenn die Stimmung des Augenblicks dazu antrieb, die Stimmung eines alljährlich wiederkehrenden Festes, eines vollendeten Arbeitstages, einer sternenhellen Nacht, eines herzbeklemmenden Abschieds, einer frisch-fröhlichen Wanderung usw. In der Wahl des Liedes folgte man der Eingebung des gemeinsamen Erlebens, das im Gesang einen gemeinsamen, die Herzen vereinigenden Ausdruck fand. Und man sang nicht um andrer willen, die zuhören und bewundern sollten; man sang, um sich selber wohlzutun. «Das Lied, das aus der Kehle dringt, war Lohn, der reichlich lohnet». — Das wurde nun anders durch den kunstmässigen Vereinsgesang. Losgelöst vom gemeinsamen Erleben und der «Gunst des Augenblicks» wurde nach der Auswahl des Gesangleiters irgendein Lied eingeübt, mit dem man hoffen konnte, vor Preisrichtern und grossem «Publikum» Ehre einzulegen. Dadurch verlor der Gesang die Unschuld der Natur; er wurde zu einer auf Schaustellung und Rekord berechneten Vereinssache. Zugleich drängte der vierstimmige Männer- oder gemischte Chor das einstimmig oder mit einfachster Harmonik gesungene Volkslied in den Schatten. Es war nicht mehr programmgemäss, es konnte «höheren Ansprüchen» nicht mehr genügen. Auch die Schule verspürte eine Wirkung davon. Das echte Volkslied erfuhr keine Förderung durch sie. Und so fing es an, sich zu schämen und in immer stillere Winkel zu verziehen.

Es war noch etwas anderes, was seinem Ansehen schadete: die Mundart. In ihrem Eifer für die Pflege der Schriftsprache und unaufgeklärt über Alter, Herkunft und Wert der Mundart, glaubten viele Lehrer nichts besseres tun zu können, als wenn sie der Volks- und Alltagssprache der Schüler den Krieg erklärten. Kam es doch vor, dass in einer bernischen Gassenleistversammlung ernsthaft vorgeschlagen wurde, die Mundart von der Schule ganz auszuschliessen! Freilich ohne Beifall; und das aus guten Gründen. Wer das «Hochdeutsch» dieser bildungseifrigen Volksschullehrer kannte, musste lächeln bei dem Gedanken, dass es einen vollgültigen Ersatz für die Mundart bieten sollte. Da den meisten Lehrern aus Mangel an Uebung und

Sprachbildung eine reine Aussprache und leichte, natürliche Beherrschung der Schriftsprache abging, so entstand bekanntlich jenes künstliche Gemisch, das als «Schulmeisterdeutsch» verdienten Spott erntete. In dieser seelenlosen Schulsprache, die weder Schweizerdeutsch noch Hochdeutsch war, wuchsen ganze Geschlechter von Schülern heran, die nie zu einem inneren, gemütvollen Verhältnis zur Schriftsprache gelangten, aber auch vom Wert ihrer angeborenen Mundart keinen richtigen Begriff hatten.

Es war hohe Zeit, dass in bezug auf Daseinsrecht und Geltungsbereich von Mundart und Schriftsprache eine richtige Erkenntnis sich Bahn brach; dass der Mundart als der eigentlichen Muttersprache unsres Volkes das erste Recht auf verständnisvolle Pflege im Schulunterricht zuerkannt wurde und der Missbrauch, den angebliche Freunde der Volkssprache mit ihr trieben — man denke an gewisse berndeutsch sein sollende Festreden! — dem Spott der Lächerlichkeit verfiel. Es war hohe Zeit, dass das Sprachgewissen geweckt wurde, das Sprachgewissen für reine Mundart und für reine Schriftsprache. Schon kündigten, kalt lächelnd, gewisse Sprachforscher den nahen Untergang der Mundart an. Der Prozess der Mischung von Schweizerdeutsch und Hochdeutsch ist unaufschiebbar, sagten sie. Noch fünfzig Jahre, und mit euerm Dialekt ist es aus und amen!

Es kam aber anders. Die Saat der Männer, die in den sechziger Jahren das Schweizerische Idiotikon gegründet, ging auf. In allen Teilen des Landes regte sich die Liebe zu der bedrohten Heimatsprache, der Eifer, ihre Altertümer zu sammeln, der Versuch, durch dichterische Proben von ihrer Lebenskraft Zeugnis zu geben. In keinem der deutschen Kantone aber fiel das Samenkorn auf fruchtbareren Boden als im Bernerbiet. Hier hatte Jeremias Gotthelf durch seine kühne sprachschöpferische Tat der Mundart ein literarisches Ansehen gegeben, wie es vor ihm höchstens Johann Peter Hebel vermocht hatte. Hier, unter einer dem Boden verhafteten, von Handel und Industrie noch wenig aufgelockerten Bevölkerung, hatte die Mundart tiefere und mächtigere Wurzeln als anderswo. Sie fand auch in der Hauptstadt noch einen Rückhalt, weil hier die aus der Landschaft sich stets erneuernde Bevölkerung von einem Volkstum zehrte, das sich vom städtischen Schliff und Bildungsdünkel nicht so leicht imponieren liess. Wenn es in andern Städten als die Regel gilt, dass die zuwandernde Landbevölkerung ihre Mundart zugunsten der städtischen Umgangssprache aufgibt, so erleben wir in Bern umgekehrt, dass die ländliche Mundart auf die städtische abfärbt. Aus dieser Mundartfreudigkeit zu Stadt und Land erklärt sich zum guten Teil das Zustandekommen und die Verbreitung von Dr. Emanuel Friedlis «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums», das bis heute, mit Unterstützung der bernischen Regierung, einen Umfang von sieben starken Bänden erreicht hat und mit dem letzten, einem Registerbande, abgeschlossen sein wird. Als dieses Werk im Jahre 1920 durch die Nöte der Nachkriegszeit ernstlich gefährdet war, entstand die «Bärndütsch-Gesellschaft», die entschlossen war, die Fortsetzung des Erscheinens mit allen Kräften zu sichern. Ver-

schiedene, teils alte teils neue Wege verhalfen ihr zum Erfolg; durchschlagend aber war die grossartige Beteiligung des Bernervolkes zu Stadt und Land an dem «Bärndütschfest» vom 1. und 2. Juli 1922. «Dieses Volks- und Trachtenfest», schrieb damals eine bernische Zeitung, «darf man füglich als eine Demonstration des Bernervolkes für seine Mundart und das durch sie bedingte und geförderte Kulturgut betrachten.» Jedenfalls war es ein Stück praktischer Heimatschutz.

Auch die Gründung des Deutschschweizerischen Sprachvereins, die 1904 in Burgdorf stattfand, darf hier erwähnt werden. Hervorgerufen durch wiederholte Fälle von unstatthafter Benachteiligung und Vergewaltigung der deutschredenden Bevölkerung in zweisprachigem Gebiet, hatte das Auftreten dieses Vereins anfangs notwendigerweise einen kämpferischen Zug. Je mehr aber seine grundsätzliche Forderung gleichen Rechtes für deutsche und welsche Sprache bei den amtlichen Stellen Gehör fand — was immer wieder erkämpft werden musste — umso besser konnte sich der Verein seiner nicht weniger notwendigen friedlichen Aufgabe widmen, das Sprachgewissen und Sprachverständnis der Deutschschweizer zu wecken und zu schärfen. Die gleiche Erfahrung durfte auch der im Jahre 1912 gegründete Verein für deutsche Sprache in Bern machen. Der Ausschluss von Ausländern von der Mitgliedschaft und die Absicht auf Reinhaltung der Mundart wie der Schriftsprache ist beiden Vereinen gemein und kennzeichnet deutlich ihren vaterländischen und heimatschützerischen Willen.

Die gewonnene Klärung über die Sprachpflichten des Deutschschweizers wirkte auch wohltätig auf den muttersprachlichen Unterricht. Die grundsätzliche Anregung von Jost Winteler (in einer Schrift von 1878) und das praktische Beispiel der «Deutschen Sprachschule für Berner» (1900) förderten eine vergleichende Sprachbehandlung, die durch reinliche Scheidung von Mundart und Schriftsprache beiden zugute kommt. Die neue Einschätzung der Mundart sowie die schuldige Achtung vor dem einheimischen Schrifttum machten sich auch in der Auswahl der Lesebuchstoffe geltend: mundartliche Stücke waren nicht mehr bloss geduldet, und schweizerischen Dichtern wurden die Ehrenplätze, wenn sie sie verdienten, nicht mehr vorenthalten. Das schweizerische Lesebuch war nicht mehr ein Abklatsch reichsdeutscher Lesebücher; es hatte gelernt Farbe zu bekennen, Landesfarbe.

Wenn wir vom Wiederaufblühen des Volksliedes reden wollen, müssen wir eines Mannes gedenken, der, obgleich Maler, durch seine Liebe zur Volkskunst überhaupt weit über sein Fach hinaus gewirkt hat: Rudolf Münger. Als er um die Mitte der neunziger Jahre mit der malerischen Ausschmückung des Kornhauskellers beschäftigt war, fest entschlossen, die übliche Trinkerpoesie durch eine heimatliche Natur- und Volkspoesie zu ersetzen, kam er auch auf den Gedanken, unsere bernischen Volkslieder zu verwenden, indem er sie auf fliegenden Spruchbändern anbrachte. «Wenn auch nur die Anfänge da wären, so würden sie unser Volk an seine schönen alten Lieder erinnern», sagte er sich. Bei der Auswahl durfte ich ihm behilflich sein. So geschah es, dass ich mir eine Sammlung von einheimischen Volks-

liedern anlegte, die bald weit über das nächste Bedürfnis hinaus wuchs und in gemeinschaftlicher Arbeit mit meinem Freunde die Gestalt annahm, die man aus den sechs Bändchen «Im Röseligarte» (1907—1925) kennt. Die Sammlung hatte übrigens einen Vorläufer in den «Herdenreihen» von Hans Mürset (2 Hefte, 1895 und 1898). Man glaubt es heute kaum, und doch ist es wahr, dass diese Volkslieder, als sie zum erstenmal vor Zuhörern gesungen wurden — es war an einem Altzofingertag in Burgdorf, den 20. Mai 1907 — neu und überraschend wirkten, für manchen wie eine Offenbarung. Waren es die Lieder an sich? War es die ungewohnte Vortragsweise: ungekünstelt, ohne Dirigentenstock, aber taktmässig-feierlich? Der Eindruck wiederholte sich an jedem der nun rasch aufeinander folgenden Volksliederabende, in St. Gallen, in Zürich, in Bern. Nicht die Lieder allein mit ihren zum Teil altertümlichen Worten und Weisen, auch die Vortragsart setzte sich durch, und zwar in bewusstem Gegensatz zu konzertmässigem Singen. In St. Gallen hatte der Gesang des aus Gymnasiasten und Gymnasiastinnen gebildeten Chors etwas so ansteckend Natürliches, dass die Zuhörerschaft gegen das Ende hin fröhlich mitsang. Mit der Zeit verbreiteten sich die Lieder aus dem «Röseligarte» auch in Familien und Vereinen und fanden Aufnahme in die Liederbücher der Wandervögel, Studenten, Alpenklubisten und selbst in die vom Generalstab herausgegebenen Soldatenliederbüchlein.

Der bernischen Schule leistete Gertrud Züricher einen zeitgemässen Dienst, indem sie durch ihr Büchlein «Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern» (1903) die vielfach vergessenen Kinderlieder und -spiele wieder auffrischte und damit den Müttern, Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen der Elementarschule ein geist-, gemüt- und sprachbildendes Hilfsmittel an die Hand gab. Auch in dieser anspruchslosen, gänzlich unliterarischen Poesie steckt jenes Geheimnisvolle, das keine modernen, ob auch noch so kinderfreundlichen Dichterinnen nachahmen oder ersetzen können: altes Volkstum und Naivität.

Es konnte nicht fehlen, dass der Heimatschutz-Gedanke sich auch an die Volksbühne heranmachte und sie zu reformieren unternahm. Und es gab hier zu reformieren. Was wurde nicht alles gespielt! und wie wurde gespielt! Die Fühlung mit der alten Volkskunst, die in den protestantischen Kantonen schon im 16. Jahrhundert abgeblüht hatte, war hier völlig verloren gegangen. Nur im vaterländischen Festspiel, das seit der Sempacher Gedenkfeier von 1886 einen Aufschwung nahm, lebte etwas von nationaler, volkstümlicher Bühnenkunst. In Bern hatten wir seit der Gründungsfeier von 1891 kein grosses vaterländisches Festspiel mehr zu sehen bekommen. Erst die «Bundesburg» von C. A. Bernoulli, an der Landesausstellung von 1914 aufgeführt, brachte uns wieder zum Bewusstsein, welcher dichterischen Vervollkommnung diese Gattung fähig sei, und wie tief der allgemeine Geschmack noch unter einem solchen Kunstwerke stand. Denn was zu Stadt und Land von unzähligen Vereinen jeden Winter aufgeführt wurde, Ritterschauspiele mit krachender Handlung und strömendem Blut, historische Volksstücke mit verstiegenem

Pathos, Lustspiele und Schwänke mit stereotypen Liebespaaren und ihren verfeindeten Vätern — das hatte mit bodenständiger Kunst kaum etwas zu tun. Nicht selten waren diese Stücke in Stoff, Charakteren und Sprache landfremd und kamen unverstanden und unverständlich zur Darstellung. War die Handlung aus der Landes- oder Ortsgeschichte geschöpft, so reichte die Kunst der Regisseure und Spieler nicht zu einem einheitlichen Stil in Sprache, Gebärde, Kostüm und Bühnenbild. Die Leute — von einigen begabten Hauptspielern abgesehen — bewegten sich in der gehobenen Dramensprache so steif und hölzern wie in ihren Rüstungen und Staatsgewändern. Selbst in Bauernstücken, wo Kostüm und Sprache weniger hinderlich waren und mancher geborene Komiker sich in seinem Elemente fühlte, empfand man, zumal im Spiel der Liebespaare, die Unnatur eines bloss angelernten Sprechens und Gebarens. Für Zuschauer, die nichts Besseres kannten noch suchten, war auch ein so mangelhaftes Spiel noch unterhaltend genug. Wer aber von der Volksbühne erwartete, dass sie ein lebenswahres Spiegelbild unserer Zeit und unserer Landesart gebe, musste sich sagen, dass hier noch eine grosse, mühsame Aufgabe der Lösung harre.

Doch wie auf andern Gebieten auch, konnte der Heimatschutz bei seinem Auftreten an bereits geleistete Vorarbeit anknüpfen. Ende der neunziger Jahre hatte Pfarrer Ernst Müller in Langnau mit seinen Volksschauspielen («Der Liebe Kraft», 1897, «Heimkehr», 1900) den ersten Schritt zur Erneuerung getan. Zum erstenmal sahen wir auf der Volksbühne echte Bilder aus dem Gegenwartsleben des bernischen Landvolkes; zum erstenmal trat dieses dramatische Leben, obgleich mit ernstem Idealismus erfasst, in echter Landesmundart an uns heran. Die Wirkung war verblüffend — wie immer, wenn vor dem Nächstliegenden, im Grunde Selbstverständlichen einem die Schuppen von den Augen fallen. Das Berndeutsch hatte sich die Bühne erobert. Die Lebenswärme, die von ihm ausströmte, erfüllte die Darsteller und packte die Zuschauer. Der Reichtum seines Wortschatzes, die Bildlichkeit und Treffkraft seiner volkstümlichen Wendungen wirkten von der Bühne herab unmittelbarer, sinnfälliger als etwa beim Lesen einer berndeutschen Erzählung. Kein Wunder, dass sein erster Erfolg sofort andere dramatische Talente auf den Plan rief; dass man mit berndeutschen Lust- und Schauspielen aus dem städtischen Bürger- und Patrizierleben anrückte; dass man es auch für historische Handlung, wenn sie nicht allzu ferne lag, geeignet fand.

Noch fehlte es an einer geschulten Truppe für diese Mundartstücke. Vorläufig wurde das Vorhandene in der «Berner Liebhaberbühne» des Verlags A. Francke in Bern gesammelt (vom Jahre 1900 an) und in leicht käuflichen Heftchen den Liebhaber-Vereinen zugänglich gemacht. Der durchschlagende Erfolg aber war einer Gründung der Heimatschutz-Leute vorbehalten, indem sie an der Landesausstellung von 1914 im «Dörfli»-Wirtshaus ein «Heimatschutztheater» eröffneten. Durchdrungen von dem Gedanken, dass im Liebhabertheater die natürlichen Keime einer nationalen Bühnenkunst liegen, dass die vorhandenen lebensfähigen

Ansätze aber planmässiger Leitung und ernster öffentlicher Kritik bedürfen, lud man die geeignetsten Spielvereine der deutschen und welschen Schweiz zum dramatischen Wettbewerb auf der Bühne des «Dörfli» ein. Der Zentralvorstand des «Heimatschutz» ernannte einen literarischen Ausschuss, welcher die eingesandten Stücke zu prüfen, anzunehmen oder abzulehnen hatte. Die technische Ausführung lag in den Händen einer in Bern sesshaften Spielkommission, die verschiedene Spielleiter mit der künstlerischen Oberleitung betraute. Es war natürlich unmöglich, in so kurzer Zeit einen einheitlichen Stil in all diese Darbietungen zu bringen; doch sorgte schon die Kleinheit der Bühne, die alle Massenauftritte verbot, und der Realismus der in den meisten Stücken herrschenden Mundart für eine gewisse mittlere Linie. Die Einfachheit der Dekoration, das Fehlen perspektivischer Fernhintergründe und stimmungsvoller Beleuchtungen nötigte die Darsteller, ihre ganze Kraft auf ein natürliches Spiel zu verlegen und die Wirkung desselben durch deutliche Aussprache zu erleichtern. Einen Souffleurkasten gab es nicht. Die Rollen mussten tadellos gelernt sein. Von Anfang an galt der Grundsatz, auf dem Programm keine Namen von Spielern und Spielleitern zu nennen. Die dem Berufstheater so verhängnisvolle Streberei, die Sucht des Einzelnen, zu glänzen und beklatscht zu werden, durfte nicht aufkommen. Jeder sollte sich als Teil des Ganzen fühlen und um des Ganzen willen seine Sache recht machen. Darum wurde auch der Unsitte des Vorhangaufreissens nach kaum geschlossener Szene zur Entgegennahme von Huldigungen des Publikums nicht nachgegeben. Erst bei starkem und anhaltendem Beifall traten die Hauptspieler vor die Rampe, einmal, und damit genug.

Es ist nicht nötig, hier den Verlauf des Unternehmens während der leider so jäh abgebrochenen Landesausstellung in Erinnerung zu rufen *. Die Hauptfrucht, die es auf bernischem Boden zeitigte, war die Gründung des Heimatschutztheater-Spielvereins Bern im November 1915. Ermutigt durch die vom Zentralvorstand zugesagte Unterstützung, unternahm ein von der genannten Behörde eingesetzter Aufsichtsrat die Aufgabe, das, was im Dörflitheater nur als einmaliger Versuch gewagt worden war, in Bern als stehende Einrichtung ins Werk zu setzen. Abermals leistete uns der Verlag A. Francke einen unentbehrlichen Dienst, indem er in der Sammlung «Heimatschutztheater» diejenigen Theaterstücke herausgab, die vom literarischen Ausschuss zur Aufnahme empfohlen wurden. Auch zwei andere Verlagsbuchhandlungen (H. R. Sauerländer & Co. und Chr. Künzi-Locher) traten diesem Unternehmen bei.

Es war eine recht bescheidene Bühne, die Bühne des «Bierhübeli», auf der wir unsere erste Spielzeit am 8. Januar 1916 eröffneten. Aber wie im «Dörfli» lernten wir, aus der Not eine Tugend zu machen und die Mängel der Technik durch Vorzüge des Spiels auszugleichen. Und wie im «Dörfli» gelang es unserm künstlerischen Berater,

* Man findet Genaueres darüber im Oktoberheft des 9. Jahrgangs (1914) der Zeitschrift «Heimatschutz» und im 14. Band der Fachberichte über die Schweizerische Landesausstellung (Verlag Art. Institut Orell Füssli, Zürich) Seite 96—105: «Das Heimatschutztheater».

Rudolf Münger, durch wohltuende Farbenharmonie in Dekorationsstücken und Kostümen und geschmackvolle Anordnung und Ausschmückung dem Bühnenbild, ohne grossen Aufwand und oft mit den einfachsten Mitteln, einen intimen Reiz zu geben. In allem drang er auf Echtheit des Materials und auf geschichtliche Treue und wirkte dadurch mittelbar auf den Darstellungsstil der Spieler.

Wir hatten also ein Theater, hatten auch ein «Publikum» — nicht ein beliebiges, buntgemischtes übrigens, sondern unser Publikum — hatten wir aber auch Bühnendichter, die uns mit neuen Stücken versahen? Wir rechneten darauf, mussten darauf rechnen; denn ohne die Dreieinigkeit von Spielern, Zuschauern und Dramatikern konnte ein Volkstheater, wie wir es anstrebten, nicht gedeihen. Unsre Hoffnung erfüllte sich. Wie anderswo auch, lockte der Erfolg und die Aussicht auf gute Darstellung manch einen Dialektdichter heran, dem die städtische Berufsbühne natürlich verschlossen war und der sein Stück keinem beliebigen Vereinstheater anvertrauen mochte. Andere wieder, wie z. B. Simon Gfeller, wurden erst durch das Heimatschutztheater zu dramatischem Schaffen angeregt und schrieben ihm ihre Stücke sozusagen auf den Leib. Die Sammlung «Heimatschutztheater» umfasst bis heute rund 45 Stücke, von denen, zusammen mit einigen Nummern der «Berner Liebhaberbühne», 38 von uns aufgeführt worden sind und mehr als die Hälfte dauernd auf unserm Spielplane stehen. Viele von ihnen haben sich als Folge unsrer Aufführungen auch auf andern Vereinsbühnen eingebürgert. Bei Erstaufführungen kommen nicht selten Abordnungen von Landvereinen aufs Schänzli, um sich das neue Stück in unsrer Wiedergabe anzusehen. So spannt sich unser Wirkungskreis weiter und weiter, nicht zuletzt durch die Gastspielreisen, die uns ausser der deutschen Schweiz auch nach Neuenburg und Genf, zweimal auch nach Freiburg i. B. geführt haben. Etwas langsamer, als wir gehofft, geht es mit der Gründung von Schwestervereinen. Ein «Heimatschutztheater» besteht schon seit mehreren Jahren in Weggis, eine «Heimatschutzbühne» seit 1923 in Glarus, ein «Obwaldner Heimatschutztheater» seit 1928 in Sarnen.

Gut Ding will Weile haben, und im Namen Heimatschutztheater liegt ein verpflichtendes Bekenntnis, das für die einen zu eng, für die andern zu unbequem ist.

Berndeutsche Erzählungen und Gedichte hatte es schon lange vor der Wirksamkeit des «Heimatschutz» gegeben. Doch ist es mehr als zufälliges Zusammentreffen, wenn kurz vor und nach seiner Gründung die epische und die lyrische Gattung eifriger als je gepflegt wurden; wenn Rudolf v. Tavel mit seinem «Jä gäll so geit's» (1901) die lange Reihe seiner berndeutschen historischen Novellen und Romane, Simon Gfeller mit «Heimisbach» (1910) die ebenso bedeutende seiner Emmentalergeschichten eröffnete; wenn C. A. Loosli, Johann Howald und Walter Flückiger (um nur diese zu nennen), jeder in ausgeprägter Eigenart, der Mundart neue lyrische Klänge abzugewinnen suchten. Indessen hiesse es den Sinn und die Tragweite des Heimatschutzgedankens unterschätzen, wenn man bloss mundartliche Dichtung zum Zeugen seiner Wirkung in der Literatur anrufen wollte. Haben doch Gfeller und

Tavel und neben ihnen manch einer noch ihr Bernertum im Hochdeutschen so treu bewährt wie in der Mundart, und gilt z. B. mir das Bernertum in Heinrich Dübis schriftdeutschen Versen («Goldene Zeit», 1929) zehnmal mehr als ein in minderer Mundart zur Schau getragenes.

Ueberhaupt sei's gesagt: an der Mundart liegt das Heil unsres Schrifttums nicht. Einseitig und enggeistig gepflegt wird sie zum Narrenputz, in welchem nur kleine und eitle Seelen sich gefallen. Die Mundart ist schön und gut, wenn sie der Tracht gleicht, die ein Landmädchen trägt, als ob sie ihr angewachsen wäre; sie ist zu schön und zu gut, um bloss als «Kostüm» zu dienen und gesunde Natur vorzutäuschen.

Viel sind der Wege, die aus der Mundart hinaus führen in die Weite und Freiheit des Geistes. Wohl denen, die sie mutig und sicher beschreiten und dennoch wissen, wo sie daheim sind. Denn eine Heimat muss der Mensch haben, um sich draussen, sei's im Weltverkehr, sei's in den Weltsprachen, den Weltreligionen und Weltkünsten, nicht zu verlieren.

Diesen Auswanderern zulieb, mindestens so sehr als den Daheimgebliebenen, Sesshaften pflegen wir im Heimatschutz die Güter der Heimat, damit sie es wert seien, geliebt und ersehnt zu werden. Dazu gehört freilich in erster Linie die Pflege der Volkssprache, ihre Erhaltung, Hochhaltung und Reinhaltung; denn in ihr verkörpert sich wie in nichts anderem, fühlbar für jedes Kind und jeden Hochgebildeten, der Gesamtgeist, der uns zusammenhält. Allein diese Sprache darf uns nicht zur geistigen Zollschranke, zum Spielzeug der Eigenbrödelei werden. Die Strassen des geistigen Weltverkehrs müssen offen stehen für uns, und sie stehen nur offen, wenn wir an den Weltsprachen teilhaben.

So fällt uns deutschen Schweizern die Aufgabe zu, doppelte Meisterschaft zu erstreben: in der heimischen Mundart und in der deutschen Gemeinsprache. Dann schauen wir aus engem Haus frei in alle Welt hinaus. Sprachlicher Heimatschutz blickt nicht nur rückwärts: Behalte, was du hast! sondern vorwärts: Wandle dich, um dich zu behaupten!

REDAKTION: DR. ALBERT BAUR, RIEHEN BEI BASEL, MORYSTR. 4a, TEL. SAFRAN 56.48